

Insel Verlag

Leseprobe



Ólafsdóttir, Audur Ava
Weiß ich, wann es Liebe ist?

Roman
Aus dem Isländischen von Angelika Gundlach

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4264
978-3-458-35964-7

Weiß man, wann es Liebe ist? Arnljótur könnte diese Frage nicht beantworten. Er weiß nur, daß er sich mit ein paar Rosenstecklingen seiner verstorbenen Mutter auf die Reise begeben muß, um in einem alten, einst weltberühmten Klostergarten eine Rose zu züchten. Sein altes Leben in Island läßt er hinter sich, seinen Vater und seinen Zwillingsbruder, seine kleine Tochter Flóra Sól und deren Mutter Anna, mit der ihn wenig verbindet. Eines Tages kommen Anna und Flóra Sól unerwartet zu Besuch. Plötzlich weiß er, daß es Liebe ist, die ihn mit seinem Kind und der Mutter des Kindes verbindet.

Der Bestseller der isländischen Autorin Auður Ava Ólafsdóttir erzählt die anrührende Geschichte von der Beziehung eines jungen Vaters zu seiner Tochter und wie eine solche Liebe alles andere im Leben relativieren kann.

»Ein hinreißendes Buch, mit zarten Andeutungen an höhere Mächte und in einer Sprache, die schwebt und lange nachhallt wie Musik.« *Wienerin*

»Ein nachdenklicher und berührender Roman, der mit seinen leisen Worten die Fragen des Lebens offenbart und beantwortet.« *literaturmarkt.info*

Auður Ava Ólafsdóttir, geboren 1958 in Reykjavík, debütierte 1998 mit ihrem ersten Roman. 2008 erschien ihr Roman *Weiß ich, wann es Liebe ist* und wurde mit den wichtigsten isländischen Literaturpreisen ausgezeichnet. Sie studierte Kunstgeschichte in Paris und ist Dozentin für Kunstwissenschaft an der Universität Islands. 2013 erscheint im InselVerlag ihr Roman *Ein Schmetterling im November*.

insel taschenbuch 4264
Auður Ava Ólafsdóttir
Weiß ich, wann es Liebe ist?



Auður Ava Ólafsdóttir
Weiß ich, wann es Liebe ist?

Roman

Aus dem Isländischen von
Angelika Gundlach

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Afleggjarinn
bei Salka – Reykjavík – 2008.

Umschlagfoto: Millennium / plainpicture

Der Verlag dankt Bókmenntasjóður/Icelandic Literature Fund
für die Förderung der Übersetzung.



Bókmenntasjóður
The Icelandic Literature Fund

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4264

© Auður Ava Ólafsdóttir 2007

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35964-7

Weiß ich, wann es Liebe ist?

*Gewidmet
meiner Mutter*

»Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei
Kraut, das sich besamt, auf der ganzen Erde,
und allerlei fruchtbare Bäume, die sich be-
samen, zu eurer Speise.«

(1. Mose, 1,29)

Eins

Jetzt, wo ich dabei bin, das Land zu verlassen, und es schwer zu sagen ist, wann ich zurückkomme, will mein siebenundsiebzigjähriger Vater, daß uns die letzte Abendmahlzeit in Erinnerung bleibt, und etwas nach Mamas handgeschriebenen Rezepten zubereiten, etwas, das Mama möglicherweise zu einem solchen Anlaß auch zubereitet hätte.

– Ich hatte die Idee, sagt er, panierten, gebratenen Schellfisch zu machen und danach Kakaosuppe mit Schlagsahne. Ich hole Joséf in dem siebzehn Jahre alten Saab im Heim ab, während Papa versucht, das mit der Kakaosuppe hinzukriegen, Joséf steht schon lange auf dem Trottoir parat und freut sich offensichtlich, mich zu sehen. Er ist sonntäglich gekleidet, weil ich abreisen werde, er trägt das Hemd, das Mama ihm zuletzt gekauft hat, blauviolett mit Schmetterlingsmuster.

Während Papa die Zwiebeln brät und die Fischstücke in der Panade bereitliegen, gehe ich ins Treibhaus hinaus, um die Rosenschöbllinge zu holen, die ich mitnehmen will. Papa ist mir auf den Fersen, die Schere in der Hand, um Schnittlauch zu holen, den er auf den Schellfisch streuen will. Joséf folgt ihm still, er kommt jedoch nicht ins Glashaus, nachdem er die Glasscherben auf dem Boden gesehen hat, weil durch den Februarsturm so viele Scheiben zerschlagen worden sind, statt dessen steht er draußen an der Schneewehe und verfolgt, was wir tun. Er und Papa haben dieselbe Art Weste an, nußbraun mit gelben Rhomben.

– Deine Mutter hat den Schellfisch gewöhnlich mit

Schnittlauch serviert, sagt Papa, und ich nehme ihm die Schere aus der Hand und strecke mich zu dem immergrünen Büschel in der Ecke des Treibhauses, schneide die Spitzen des Schnittlauchs ab und reiche sie ihm. Ich bin Alleinerbe von Mamas Treibhaus, woran mich Papa regelmäßig erinnert, nicht daß man von Anbau in großem Stil reden könnte, hier geht es nicht um dreihundertfünfzig Tomatenpflanzen und fünfzig Gurkenpflanzen, die von Mutter zu Sohn vererbt werden, eigentlich geht es nur um die Rosen, die von allein wachsen, ohne daß sie besonders gepflegt werden müßten, und vielleicht zehn Tomatenpflanzen, die noch da sind. Papa will sie gießen, während ich weg bin.

– Ich war nie sehr für Gemüse, Lobbi, es war das Hobby deiner Mutter. Ich selbst könnte höchstens eine Tomate in der Woche essen. Was meinst du, wie viele Tomaten trägt so ein Stock?

– Dann versuch, sie zu verschenken.

– Ich kann nicht dauernd bei den Nachbarn mit Tomaten anklopfen.

– Was ist mit Bogga?

Ich sage das, obwohl ich vermute, daß Mamas Freundin über die Jahrzehnte denselben Geschmack angenommen hat wie Papa.

– Du willst doch nicht, daß ich Bogga jede Woche mit drei Kilo Tomaten besuche? Sie würde vorschlagen, daß ich zum Abendessen bleibe. Ich ahne, was er als nächstes sagen wird.

– Ich hätte das Mädchen und das Kind eingeladen, fährt er fort, aber ich wußte genau, daß du es nicht willst.

– Ja, ich will es nicht, wir sind kein Paar und sind es nie gewesen, das Mädchen, wie du sie nennst, und ich, obwohl wir ein Kind miteinander haben. Es war ein Unfall.

Ich habe längst vor meiner eigenen Tür gekehrt, und Papa sollte allmählich wissen, daß das Kind die Frucht eines gedankenlosen Augenblicks ist, die Beziehung zwischen seiner Mutter und mir beschränkt sich auf ein Viertel einer Nacht, vielleicht auch nur ein Fünftel.

– Deine Mutter hätte keine Einwände gehabt, Mutter und Tochter zum letzten Abendessen einzuladen. Jedesmal, wenn Papa es nötig hat, seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen, ruft er Mama zur Unterstützung aus dem Grab herauf.

Mir ist ziemlich seltsam zumute, jetzt, wo ich mich, wenn ich das sagen darf, direkt am Schauplatz der Befruchtung befinde, mit meinem bejahrten Vater neben mir und meinem geistig behinderten Zwillingenbruder direkt draußen vor der Scheibe.

Papa glaubt nicht an Zufälle, zumindest nicht, wenn es um die wichtigsten Begebenheiten des Lebens, Geburt und Tod, geht, Leben entsteht und erlischt nicht einfach so aus Zufall, sagt er. Er hat kein Verständnis dafür, daß eine Befruchtung auf dem Zufall einer einzigen Begegnung beruht, daß es einem Mann ohne weiteres passieren kann, mit einer Frau zu schlafen, und er hat auch kein Verständnis dafür, daß der Tod durch Nässe oder losen Kies in einer Kurve verursacht sein soll, wenn man ihn auch durch Zahlen und statistische Berechnungen erklären kann. Papa denkt anders darüber, die Welt hängt durch Zahlen zusammen, sie sind der innerste Kern des Schöpfungswerkes, und aus Daten kann man eine tiefsinnige Wahrheit und Schönheit herauslesen. Was ich einen Zufall oder eine Gelegenheit nenne, je nach dem, ist für Papa Teil eines komplizierten Systems. Zu viele Zufälle haben keinen Bestand, vielleicht einer, aber nicht drei, nicht wiederholtes Aneinanderreihen

von Zufällen, sagt er: Mamas Geburtstag, der Geburtstag seiner Enkelin und Mamas Todestag, alles an ein und demselben Datum, am siebten August. Ich selbst verstehe Papas Berechnung nicht, meine Erfahrung ist, daß gerade dann, wenn man annimmt, daß etwas ganz Bestimmtes passiert, etwas ganz anderes passiert. Ich habe nichts gegen den Zeitvertreib eines Elektrikers im Ruhestand, solange seine Berechnungen nichts mit meiner Nachlässigkeit beim Gebrauch von Verhütungsmitteln zu tun haben.

– Du läufst doch nicht vor etwas weg, lieber Lobbi?

– Nein. Ich habe mich gestern von Mutter und Tochter verabschiedet, füge ich hinzu. Er kommt an dieser Stelle nicht weiter, deshalb wechselt er das Gesprächsthema.

– Du hast wohl keine Ahnung, wo deine Mutter das Rezept für Kakaosuppe versteckt hat, ich habe Schlagsahne gekauft.

– Nein, aber wir können vielleicht versuchen, es zusammen rauszufinden.

Zwei

Als ich aus dem Treibhaus komme, sitzt Józef am Tisch, die Hände im Schoß, aufrecht, mit rotem Schlips zu dem blau-violetten Hemd. Mein Bruder legt viel Wert auf Kleidung und Farben und trägt häufig einen Schlips wie Papa. Papa hat zwei Kochplatten voll aufgedreht, unter dem Kartoffeltopf und unter der Bratpfanne, er scheint das Kochen nicht ganz im Griff zu haben, vielleicht ist er nervös, weil ich abreise. Ich husche an ihm vorbei und gieße Öl in die Pfanne.

– Deine Mutter hat immer Margarine verwendet, sagt er.

Keiner von uns ist besonders geschickt im Kochen, meine Rolle in der Küche beschränkte sich darauf, die Deckel von den Rotkohlgläsern zu schrauben und mit dem Dosenöffner die Dosen mit den grünen Bohnen zu öffnen. Zwar ließ Mama mich abwaschen und stellte Józef zum Abtrocknen an. Er beschäftigte sich unendlich lange mit jedem Teller, schließlich nahm ich ihm das Geschirrtuch weg und erledigte den Rest.

– Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du in nächster Zeit keinen Schellfisch bekommen, lieber Lobbi, sagt Papa. Ich will ihn nicht verletzen, indem ich sage, daß es mir nach vier Monaten Erfahrung mit Fischschleim auf See ziemlich egal ist, wenn ich nie wieder einen Fischschwanz esse.

Weil Papa seinen Jungen etwas Gutes tun will, überrascht er uns mit Currysauce.

– Ich habe sie nach einem Rezept von Bogga gemacht, sagt er.

Die Sauce sieht eigentümlich grün aus, im Grunde wie zitterndes Gras nach einem Regenschauer im Frühling. Ich frage ihn nach der Farbe.

– Ich habe Curry und grüne Speisefarbe verwendet, erklärt er. Ich sehe, daß er das Glas Rhabarbermarmelade herausgenommen und neben meinen Teller gestellt hat.

– Das ist das letzte Glas, das von deiner Mutter übrig ist, sagt er, und ich betrachte seine Schultern, während er im Saucentopf rührt, in der braunen Weste mit Rhombenmuster.

– Du willst doch nicht die Rhabarbermarmelade zum Fisch essen?

– Nein, mir fiel nur ein, daß du das Glas vielleicht auf die Reise mitnehmen willst.

Mein Bruder József ist still, und Papa redet auch nicht viel bei Tisch, insgesamt sagen wir nicht viel, Vater und wir. Ich helfe meinem Zwillingbruder und zerschneide die zwei Kartoffeln für ihn. Die grüne Sauce beachtet er nicht, vorsichtig kratzt er die Haut des Fisches ab und schiebt sie auf dem Teller zur Seite. Ich betrachte meinen braunäugigen Bruder, der einem bekannten Filmschauspieler ähnelt, es ist unmöglich, dahinterzukommen, was in seinem Kopf vorgeht. Zum Ausgleich nehme ich mir reichlich von Papas Sauce. Da spüre ich zum ersten Mal die Hexerei im Magen.

Nach dem Essen, während ich abwasche, macht József Popcorn, das tut er immer, wenn er auf Wochenendbesuch kommt. Er nimmt immer denselben dickbödigen Topf aus dem Schrank, mißt genau drei Eßlöffel Öl ab und streut vorsichtig Mais aus der Tüte, bis gelbe Körner den Boden bedecken. Danach legt er den Deckel auf den Topf und stellt die Platte vier Minuten auf die höchste Stufe. Wenn das Fett heiß ist, dreht er die Hitze herunter. Er nimmt die

Glasschale und das Salzfaß und weicht nicht von dem Topf, bis alles fertig ist. Danach sehen wir drei zusammen die Wochenschau, mein Bruder hält auf dem Sofa meine Hand, die Glasschale mit dem Popcorn steht auf dem Tisch. Es sind noch keine zwei Stunden vergangen, seit mein Zwilingsbruder zu seinem üblichen Wochenendbesuch eingetroffen ist, schon reicht er mir die Platte mit Liedern, jetzt ist es Zeit zu tanzen.

Drei

Sonst nehme ich nicht viel mit, und Papa wundert sich darüber, daß ich so wenig Gepäck habe. Ich wickle nasse Zeitungen um die Schößlinge und packe sie in die vordere Tasche des Rucksacks. Wir fahren mit dem Saab, den Papa schon hat, seit ich denken kann. Józef sitzt schweigend auf dem Rücksitz. Papa hat immer die Baskenmütze auf, wenn er längere Strecken fährt, aus der Stadt hinaus. Er bleibt weit unter der gesetzlichen Höchstgeschwindigkeit, seit dem Unfall fährt er nicht schneller als vierzig Kilometer. Er fährt so langsam durch die unebenen Lavafelder, daß ich die Vögel betrachten kann, die sich in dem bleiernen Morgengrauen in regelmäßigen Abständen auf den blauvioletten Lavaspitzen aufreihen, soweit das Auge reicht, Note für Note wie ein wehmütiges Musikstück, das immer lauter wird. Papa ist kein geübter Fahrer, meistens ist Mama gefahren. Es ist eine lange Schlange Autos hinter uns und ständig versucht jemand, uns zu überholen. Das bringt meinen Vater aber nicht aus der Ruhe. Ich habe auch keine Angst, meinen Flug zu verpassen, denn Papa kommt immer rechtzeitig an.

– Soll ich fahren, Papa?

– Nein, aber vielen Dank, lieber Lobbi. Genieß jetzt einfach das Land, von dem du dich verabschieden wirst, aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du in der nächsten Zeit nicht durch Lavafelder fahren.

Wir schweigen beide eine Weile, während ich das Land genieße, von dem ich mich verabschieden werde. Als wir an

der Abzweigung vorbeigekommen sind, die hinaus zum Leuchtturm führt, will Papa aber ein bißchen über meine Zukunftspläne reden, was ich mit meinem Leben anfangen will. Es gefällt ihm nicht, daß ich mich für Gärtnerei interessiere.

– Du mußt entschuldigen, lieber Lobbi, daß dich dein alter Vater einfach nach deinen Zukunftsplänen fragt. Ich tue es nicht aus Neugier und meine es auch nicht böse.

– Ist schon in Ordnung.

– Hast du für dich entschieden, was du studieren willst?

– Ich habe mich entschieden, Gärtner zu werden.

– Ein Mann mit deinen Fähigkeiten muß studieren.

– Fang nicht damit an, Papa.

– Ich finde, du gehst schlecht um mit deinen guten Gaben, lieber Lobbi.

Es ist schwierig, Papa zu erklären, daß der Garten und die Rosen im Treibhaus Mamas und mein gemeinsames Hobby waren.

– Mama hätte mich verstanden.

– Ja, deine Mutter fand im großen und ganzen alles gut, was du gemacht hast, sagt er. Sie hätte trotzdem nichts dagegen gehabt, daß du an die Universität gehst.

Als wir in das neue Viertel zogen, gab es kaum Bewuchs, kahle Erdflächen und Felsböden, windgepeitschte Kiesbänke hier und da. Überall waren Neubauten oder Grundstücke für Häuser, auf denen gelbe Pfützen standen. Die Büsche kamen viel später. Das Viertel war zum Meer hin offen, oft blies ein starker Wind, und in den Gärten gab es keinen Windschutz, die Leute hatten es aufgegeben, Stiefmütterchen in Beete zu pflanzen. Mama war die erste, die im Viertel versuchte, Bäume zu pflanzen, und das galt in den ersten Jahren als exzentrisch. Während andere sich damit begnüg-

ten, einen Rasen anzulegen und bestenfalls eine Hecke zwischen den Gärten zu pflanzen, um an drei Tagen eines Sommers im Wind ein Sonnenbad zu nehmen, pflanzte sie Goldregen, Ahorn, Esche und blühende Büsche in den Windschatten am Haus. Sie gab nicht auf, obwohl sie die Pflanzen in den nackten Felsboden stecken mußte.

Im zweiten Sommer baute Papa südlich vom Haus das Treibhaus. Wir brachten die Pflanzen zuerst im Treibhaus unter und setzten sie dann in der ersten oder zweiten Woche im Juni, wenn es keinen Nachtfrost mehr gab, in den Garten. Zunächst wollten wir sie nur den Hochsommer über draußen lassen und sie danach wieder ins Treibhaus nehmen, aber dann kam wohl ein guter Herbst, und wir verlängerten den Aufenthalt im Freien um einen weiteren Monat. Und eines Winters ließen wir unsere Pflanzen unter einer zwei Meter hohen Schneewehe kuscheln. Am Ende gedieh bei Mama alles im Garten, alles wuchs unter ihren Händen. Nach und nach verwandelte sich der Grund in einen Märchengarten, der Verwunderung und Aufmerksamkeit erregte. Seit Mamas Tod haben die Nachbarsfrauen manchmal mich um Rat gefragt.

– Es braucht nur ein wenig Sorgfalt und vor allem Zeit, so lautete Mamas Anbauphilosophie in aller Kürze.

– Du und deine Mutter, ihr hattet eure eigene Welt, zu der József und ich nicht gehörten, vielleicht haben wir sie nicht verstanden. Papa hat in letzter Zeit angefangen, von József und sich als Einheit zu sprechen, József und ich, sagt er.

Mama ging manchmal in hellen Sommernächten hinaus, um im Garten ordentlich zuzupacken oder sich im Treibhaus zu beschäftigen, es war, als brauchte sie nicht so viel Schlaf wie andere Menschen, besonders nicht im Sommer. Wenn ich nachts nach Hause kam, nachdem ich mit